

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 1 (1917)
Heft: 10-11

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schon Bührers „Lustiges Spiel“ von der Nase im „Volk der Hirten“ (1914) wird angeführt; dort sagt ein Basler von einer Gipsbüste: „Das soll jez eppis B'sunders si, daß der Schangi do kai Nase me het.“ Es gibt auch Tram-, Post-, Büro-, Tübe-, Chüngeli- u. a. Schange und -Schangli. Die Basler nennen einen an der Heuwage, einem öffentlichen Platz, herumlungernenden Gelegenheitsarbeiter Hauwogschangi. Alte Zürcher fühlen sich wohl angeheimelt durch die Erwähnung des Zungen-schangs, eines nur Zungen verkaufenden Meßgers dieses Namens.

Schengermeng heißt in Zürich eine Birnsorte; das Wort ist durch Umstellung der Zischlaute entstanden aus Saint-Germain (Früchteorten tragen ja häufig französische Namen). Eine merkwürdige Verschiebung hat stattgefunden in der Bezeichnung jenes schmackhaften Gegenstandes, der bei uns ursprünglich überall Hamme hieß und heute noch vielerorts so heißt; die Engländer nennen es noch ham. Das schriftdeutsche Wort dafür heißt Schinken, aber nicht diese Form ist es gewesen, die zuerst den einheimischen Namen Hamme zu verdrängen versuchte, sondern eine niederdeutsche Nebenform Schungge oder Schunke (altfriesisch skunka, ostfriesisch schunke, niederländisch schonk). Diese galt zuerst wohl nur für eine besondere, feinere Art, die gegen Ende des Mittelalters aus den Niederlanden den Rhein herauf nach Süddeutschland und endlich auch in die Schweiz gekommen war (der älteste schweizerische Beleg erwähnt Basel, 1651); später wurde der Name allgemein gebraucht. In der Nordostschweiz hat dieses Schungge das Wort Hamme fast ganz verdrängt oder steht neben ihm als der vornehmere Ausdruck, aber schon ereilt den Schunken dasselbe Schicksal wie den Hammen (oder die Hamme); gerade in unserer Zeit wird der längst eingebürgerte, schon almodisch gewordene Schunke verdrängt vom schriftdeutschen und darum vornehmeren Schinken, den das Idiotikon ausdrücklich als „jung“ bezeugt aus Zürich und Thurgau (besonders vom Bodensee). Natürlich sind diese beiden Namen auch verwandt mit Schenkel und mit Scheiche oder Schihe für Bein. Ein Gemeinderat in Frutigen, der über das Treten der Orgelpedale nicht im Klaren war, soll einst gesagt haben: „Mir hätti nadisch recht en gueten Organist, wenn er numen chennti en chlin d'Schiheh still han“. Bei Gotthelf kommt einmal die Frage vor: „Hest Wespi i de Hose, daßde dini Schihi nicht still halten kannst unterm Tisch?“ Natürlich finden wir da auch die Scherzfrage verzeichnet: Welcher Mensch ist ohne Kopf, Hände und Beine? — Der Berner, denn er hat nur Gring, Talpen und Scheiche.

Vieler Raum beansprucht natürlich das Zeitwort schänke schon für seine ursprüngliche Bedeutung: ein Getränk eingießen, und für seine Ableitung Schänki. Von einer Hochzeit im Jahre 1593 erzählt der Brautvater: „Die malzyl sampt der wyberschenke wurdind in der Herberg zur Cronen gehalten, aber die mannenschenki uf dem nüwen Hus.“ Anderntags gab's noch eine Nachschenki. In Zürich wurde im 17. Jahrhundert die Bad- oder Badenschenki, d. h. das Geschenk, das man einem Verwandten oder Freunde an den Badeort nachsandte, mehrmals als öffentlicher Unfug verboten, und

im Abteistädtchen Wil schaffte man 1652 die Räteschänki ab, d. h. die Bewirtung bei der Erneuerungswahl des Stadtrates.

Der im Bernbiet vorkommende Geschlechtsname Tschanz geht auf den Namen eines Kleidungsstücks zurück; der Schanz muß ein Wams gewesen sein.

Wie sehen wieder, welche Fülle schweizerischen Volksstums in einem einzigen Hefte steckt, aber auch welche Fülle von Arbeit.

Briefkasten.

Q. F. Sie haben recht, das „Unser-Vater“ wird allgemein als fester Ausdruck empfunden, daher stört es ein empfindliches Sprachgefühl, wenn man, zumal wiederholt, lesen muß: Die vierte Bitte des Unser-Vater. Also frischweg: des Unser-Vaters! — Ein anderes Beispiel: Der „Verlag des Thurgauer Volksfreund“ empfiehlt eine Schrift, die der „Leiter des Erziehungsheim B.“ verfaßt habe. Haben die Leute keine Ohren?

Zur allgemeinen Zumperlichkeit dem Wesfall gegenüber passt es nur, wenn man die böse Endung s, wo man sie nicht vermeiden kann, durch eine spanische Wand, den sogen. Apostroph, trennt vom Heiligtum des Wortes, auf daß dieses nicht verunreinigt werde. Ihre Beispiele aus dem schweizerischen Protestantensblatt (Grob's Zwingli, Zwingli's Brief, Luther's erste These) könnten leicht aus allen Gebieten vermehrt werden, doch scheint man in der Literaturkunde die Krankheit schon überwunden zu haben, wenn auch gelegentlich noch jemand von Goethe's Gedichten oder Gottfried Keller's Werken spricht oder vielmehr schreibt, denn sprechen kann man das Zeichen ja nicht. In einige Verlegenheit kommt man ja freilich bei Eigennamen auf s- und und ähnliche Laute, wo nach Duden statt des Wesfalls ein Wegfungszeichen stehen muß: Böß' Luise, Büss' Fromme Helene. Wüftmann spottet nicht übel über diese Papiersprache; doch ist die Sache nicht leicht recht zu machen; nicht überall kommt man mit dem von Ihnen empfohlenen Mittel aus. Böffens Luise, Ragazens Ethik, Schulzens Badian — das alles geht, weil wir diese Eigennamen als deutsch behandeln dürfen, merkwürdigerweise auch Ragaz, aber Morazens Drama und Sophoklessens Antigone gehen eben nicht, da muß man sich schon durch Umschreibung zu helfen suchen. Es scheint sich auch eine ansteckende Krankheit gebildet zu haben, die Apostrophomanie; denn in einem ganz neuen, hübschen Büchlein eines (älteren) Geistlichen kann man lesen: Der Freiheitsdurst des jungen Blut's, der Mangel eines schweren Schrift's, wegen eines falschen Ton's. Hier ist ja in der Tat ein Laut weggeworfen worden, aber das durch das Zeichen anzudeuten, ist durchaus überflüssig und sieht zumperlich aus. Man wundert sich bald nicht mehr über die gar nicht seltene Schreibweise: nicht's.

Allerlei.

Die „neutrale“ schweizerische Sprache. Ein aus Russland zurückgelehrter Schwede erzählt der „Norrländsposten“ ein niedliches Geschichtlein. Kürzlich fand in Petersburg die Besprechung eines großen technischen Planes statt, an dem auch der finnische Staat beteiligt ist. Der Generalgouverneur Stachowitzch leitete die Verhandlung, an der ein paar frischgebackene finnische Senatoren, einige russische Beamte und ein schwedischer Sachverständiger teilnahmen. Der Meinungsaustausch ging indessen recht schwierig von stattha, und zwar wegen der Sprachenfrage. Die Finnen konnten kein Russisch, die Russen kein Finnisch, und der Schwede weder russisch noch finnisch. Eine Zeit lang versuchte man sich mit dem Französischen zu behelfen, das wenigstens Herr Stachowitzch so einigermaßen beherrschte, während es höchst zweifelhaft war, ob die Finnen ein Wort davon verstanden. Schließlich fand einer der russischen Beamten das erlösende Wort: „Meine Herren,“ sagte er, „das geht wirklich zu langsam. Ich schlage vor, wir gehen zu der neutralen schweizerischen Sprache über.“ Der Vorschlag fand allseitigen Beifall, und man ging dazu über — deutsch zu sprechen, das sämtliche Unwesenden beherrschten.